

Suffizienz & Subsistenz

Wege in eine Postwachstumsökonomie am Beispiel von Urban Gardening

Christa Müller und Niko Paech

Bis heute gilt gemeinhin wirtschaftliches Wachstum als Garant für Wohlstand und sozialen Frieden in unserer Gesellschaft. Auch jetzt, in der akuten Krise der Finanzmärkte und inmitten der enormen Verschuldung der öffentlichen Haushalte, wird alle Hoffnung auf neues Wachstum gesetzt – so sehr, dass die Politik sich sogar ein »Wachstumsbeschleunigungsgesetz« ausgedacht hat. Eine immerhin kreative Wortschöpfung, die gleich zwei Fetische unserer Gesellschaft, nämlich Beschleunigung und Wachstum, benennt und ihnen sozusagen die höheren Weihen eines Bundesgesetzes verleiht. Bis heute ist es jedoch – trotz aller Ankündigungen und technologischer Beschwörungen – nicht gelungen, wirtschaftliches Wachstum dauerhaft von einem erhöhten Ressourcen- und Energieverbrauch zu entkoppeln. Allein schon deshalb ist die Überwindung des Wachstumsparadigmas unumgänglich. Wachstumsdämmerung.

Weiteres Wachstum des Bruttoinlandsproduktes (BIP) kann keine Option für das Jahrhundert sein. Aus den zahlreichen Begründungszusammenhängen, die diese Erkenntnis untermauern, sollen im Folgenden nur die sozialen Pathologien eines auf großräumiger industrieller Arbeitsteilung beruhenden Fremdversorgungssystems hervorgehoben werden. Herannahende Ressourcenverknappungen, die sich keineswegs nur als »Peak Oil« äußern, verwandeln das zeitgenössische Konsummodell in ein einsturzgefährdetes Kartenhaus.

Die industrielle Nahrungsmittelproduktion wird davon in besonderem Maße tangiert, vor allem wegen ihrer hohen Abhängigkeit vom Öl. Technisch orientierte Nachhaltigkeitskonzeptionen suggerieren, die fossile Abhängigkeit sei mittels smarter Innovationen im Bereich der erneuerbaren Energien, Informationstechnologien, Elektromobilität etc. zu überwinden. Aber der damit forcierte Bedarf an Flächen und seltenen Erden bzw. Metallen würde bestenfalls dazu verhelfen, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben.

Als eine mögliche Antwort wird das Konzept der »Resilienz« diskutiert¹. Es beschreibt Stabilitätseigenschaften eines Systems gegenüber äußeren Störgrößen, die dessen Fortbestand oder bestimmte seiner Funktionen andernfalls gefährden. Resiliente Versorgungsmuster beruhen auf Kleinräumigkeit, Dezentralität, Flexibilität und Vielfalt. Dies impliziert stärkere Unabhängigkeit von externen Versorgungsleistungen, kürzere Wertschöpfungsketten und folglich eine tendenzielle Minderung struktureller Wachstumszwänge. Je weitreichender Konsumbedarfe in Subsistenzleistungen transformiert oder gar durch suffiziente Handlungsroutinen² ersatzlos reduziert werden können, desto größere Potenziale eines geordneten (andernfalls infolge des Peak Oil-Phänomens ohnehin unumgänglichen) Rückbaus der industrialisierten Arbeitsteilung ergeben sich daraus. So ergänzen sich Suffizienz und Subsistenz (nebst verwandter Mittel und Strategien) zu einem resilienten Gestaltungsrahmen für eine »Postwachstumsökonomie«³.

Eine Rückführung der, in Geld transferierten, industriellen Wertschöpfung auf die Hälfte des derzeitigen Niveaus kann geplant und schrittweise (»by design«) oder mit einem durch »Peak

1 Vgl. R. Hopkins: *The Transition Handbook*. Dartington 2006.

2 Vgl. N. Paech: *Nach dem Wachstumsrausch: Eine zeitökonomische Theorie der Suffizienz*. In: *Zeitschrift für Sozialökonomie* 47/166-167 (2010), S. 33–40; O. Stengel: *Suffizienz – Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise* (Wuppertaler Schriften Band 1). München 2011.

3 Vgl. N. Paech: *Postwachstumsökonomie – ein Vademecum*. In: *Zeitschrift für Sozialökonomie* 46/160–161 (2009), S. 28–31.

Everything«⁴ induzierten Kollaps (»by disaster«) erfolgen. In jedem Fall würde infolge verringerter bzw. zusammenbrechender Produktionskapazitäten ein ebenso verringertes Quantum an monetär entgelteter Arbeitszeit verfügbar sein. Soziale Sicherungssysteme in Form staatlicher Transferleistungen, die schon jetzt an ihre Grenzen stoßen, würden in einer derartigen Situation möglicherweise vollends versagen. Eine Möglichkeit der Nivellierung sozialer Härten bestünde in einer Umverteilung der verbleibenden Arbeitszeit auf ein individuell durchschnittliches Quantum von circa PN Stunden. Der frei gewordene Teil an ehemals industriell verausgabter Erwerbsarbeit könnte ergänzenden Subsistenzleistungen dienen.

Moderne Subsistenz

Zwischen den Extremen lokaler Subsistenz und globaler Verflechtung existiert ein reichhaltiges Kontinuum unterschiedlicher Fremdversorgungsgrade. Deren punktueller oder gradueller Abbau setzt voraus, die Distanz zwischen Verbrauch und Produktion zu verringern. Im Kontext einer Postwachstumsökonomie ist »urbane Subsistenz«⁵ also keine Frage des Entweder-oder, sondern des Mehr-oder-weniger. Sie entfaltet ihre Wirkung im unmittelbaren sozialen Umfeld, also auf kommunaler oder regionaler Ebene⁶, und basiert auf der (Re-)Aktivierung von Kompetenzen, manuell und kraft eigener handwerklicher Tätigkeiten den Bedürfnissen jenseits kommerzieller Märkte zu entsprechen. Subsistenzleistungen verringern die Abhängigkeit von einem monetären Einkommen. Neben ehrenamtlichen, gemeinwesenorientierten, pädagogischen und künstlerischen Betätigungen kann moderne Subsistenz drei Outputkategorien erzeugen, die zur Substitution industrieller Produktion beitragen.

1. Gemeinschaftsnutzung:

Wer sich einen Gebrauchsgegenstand vom Nachbarn leiht, ihm als Gegenleistung ein Brot backt oder das neueste Linux-Update installiert, trägt dazu bei, materielle Produktion durch soziale Beziehungen zu substituieren. Objekte wie Autos, Waschmaschinen, Gemeinschaftsräume, Gärten, Winkelschleifer, Digitalkameras etc. sind auf unterschiedliche Weise einer Nutzungsintensivierung zugänglich. Sie können gemeinsam angeschafft werden oder sich im privaten Eigentum einer Person befinden, die das Objekt im Tausch gegen andere Subsistenzleistungen verfügbar macht. Auch die Institution sogenannter »Commons« (Gemeingüter)⁷ kann in manchen Fällen geeignet sein.

2. Nutzungsdauerverlängerung:

Ein besonderer Stellenwert käme der Pflege, Instandhaltung und Reparatur von Gütern jeglicher Art zu. Wer durch handwerkliche Fähigkeiten oder manuelles Improvisationsgeschick die Nutzungsdauer von Konsumobjekten erhöht (zuweilen reicht schon die achtsame Behandlung, um den frühen Verschleiß zu vermeiden), substituiert materielle Produktion durch eigene produktive Leistungen, ohne notwendigerweise auf bisherige Konsumfunktionen zu verzichten. Angenommen, es gelänge in hinreichend vielen Gebrauchsgüterkategorien die Nutzungsdauer der Objekte durch eigene oder mittels lokaler Tauschbeziehungen akquirierte Inputs an Erhaltungsmaßnahmen und Reparatur durchschnittlich zu verdoppeln, dann könnte die Produktion neuer Objekte

4 D. Dahm und G. Scherhorn: Urbane Subsistenz. München 2008.

5 Vgl. N. Paech und B. Paech: Suffizienz plus Subsistenz ergibt ökonomische Souveränität. In: Politische Ökologie 124 (2011), S. 54–60.

6 Vgl. N. Paech und B. Paech: Suffizienz plus Subsistenz ergibt ökonomische Souveränität. In: Politische Ökologie 124 (2011), S. 54–60.

7 Vgl. E. Ostrom: Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter. München 2011.

entsprechend halbiert werden. So würde ein Rückbau der Industriekapazität mit einem nur geringen Verlust an bisherigen Konsumfunktionen einhergehen.

3. Eigenproduktion:

Ausgerechnet jener Versorgungsbereich, dessen Kollaps unweigerlich zur Überlebensfrage würde, verkörpert durch seine exorbitant hohe Mineralölabhängigkeit geradezu das Gegenteil von Resilienz: Ernährung.

Im Nahrungsmittelbereich erweisen sich Hausgärten, Dachgärten, Gemeinschaftsgärten und andere Formen der urbanen Landwirtschaft und des urbanen Gärtnerns⁸ als derzeit dynamischer und ausbaufähiger Trend. Dieses Handlungsfeld ist auch deshalb elementar, weil konventionelle Wertschöpfungsketten im Agrar- bzw. Lebensmittelsektor derart schwerwiegende ökologische Schädigungen hervorrufen, dass jede auch nur teilweise Substitution entsprechende Entlastungseffekte zeitigt. Darüber hinaus sind künstlerische und handwerkliche Leistungen möglich, die von der kreativen Wiederverwertung ausrangierter Gegenstände über Holz- oder Metallobjekte in Einzelfertigung bis zur semiprofessionellen »Marke Eigenbau«⁹ reichen. Tauschringe, Netzwerke der Nachbarschaftshilfe, Offene Werkstätten, Verschenkmärkte und »Transition Towns«¹⁰ sind nur einige Beispiele dafür, dass lokal erbrachte Leistungen über den Eigenverbrauch hinaus einen Leistungstausch auf lokaler Ebene erlauben. Dies gilt erst recht für lokal erzeugte Güter in Form von Services wie etwa Vorträge, Unterricht, Schulungen, Beratungen, künstlerische Darbietungen, Pflegeleistungen, etc. Der Schritt zur Vermarktung von Handwerksprodukten zum Beispiel über »eBay«, »Etsy« wirft allerdings die Frage auf, ob die ausgerufenen »Revolution des Selbermachens«¹¹ nicht letztlich wieder strukturelle Wachstumstreiber wachruft.

Dass nennenswerte Investitionen und damit Kapitalbeschaffung in diesem Segment nicht notwendig sind, lässt allerdings hoffen. Werden die drei Outputkategorien je nach individuellen Neigungen, Fähigkeiten und Umfeldbedingungen kombiniert, bilden sie einen reichhaltigen Fundus, aus dem sich Ergänzungen des in einer Postwachstumsökonomie deutlich verringerten monetären Einkommens schöpfen lassen. Wenn Konsumobjekte doppelt so lange und/oder doppelt so intensiv genutzt werden, reicht die Hälfte an industrieller Produktion, um dasselbe Quantum an Konsumfunktionen oder »Services«, die diesen Gütern innewohnen, zu extrahieren. Diese Auslegung von moderner Subsistenz bildet trotz oberflächlicher Ähnlichkeiten zum Effizienzdiskurs, prominent verkörpert durch den »MIPS«-Ansatz¹² oder die »Service Economy«¹³, eher dessen Widerpart. Warum? Erstens beruhen die Entlastungseffekte der obigen Subsistenzformen nicht auf einer ökologischen Entkopplung industrieller Arbeitsteilung, sondern setzen den Rückbau des Industriesystems voraus. Zweitens sind es hier weder etablierte Firmen noch »Ecopreneure«¹⁴, die als Anbieter eigentumsersetzender Services (z.B. Carsharing, Leasing-Modelle, kommerzielle Verleihsysteme) letztlich das Fremdversorgungsregime – wengleich auf

8 Vgl. Chr. Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München 2011.

9 H. Friebe und T. Ramge: Marke Eigenbau. Frankfurt am Main/New York 2008.

10 Hopkins (siehe Anm. 1).

11 Friebe und Ramge (siehe Anm. 9), S. 16.

12 F. Schmidt-Bleek: Das MIPS-Konzept. Weniger Naturverbrauch – mehr Lebensqualität durch Faktor10. München 2000.

13 W. Stahel: Sustainability and Services. In: M. Charter and U. Tischner (Eds.): Sustainable Solutions. Sheffield 2001, pp. 151–164.

14 U. Schneidewind und M. Hübscher: Nachhaltigkeit und Entrepreneurship in der New Economy. In: T. Beschorner und R. Pfrieder (Hrsg.): Evolutorische Ökonomik und Theorie der Unternehmung. Marburg 2000, S. 419–436.

Basis erhöhter Nutzeneffizienz – aufrechterhalten. Vielmehr sind es die Nutzer selbst, welche durch den allmählichen Wandel vom Konsumenten zum »Prosumenten«¹⁵ oder »Co-Producer«¹⁶ die ökonomische Souveränität erlangen, kraft eigener substanzieller, manueller und sozialer Kompetenzen Industrieoutput zu ersetzen. Insoweit die damit einhergehende Entkommerzialisierung das Tauschmittel Geld nicht verwendet, weil die Subsistenzleistungen im lokalen Nahraum entstehen, können Wertschöpfungsbeziehungen eine bestimmte Länge und Komplexität nicht überschreiten. Zudem benötigen derartige Prozesse keine oder nur vernachlässigbare Investitionen, also auch kein Fremd- und Eigenkapital. Folglich mildern sie strukturelle Wachstumswänge.

Die drei genannten Outputkategorien der modernen Subsistenz zielen zwar darauf, ein prägnant zurückgebautes Industriesystem zu ergänzen und dessen vormaligen Output teilweise zu substituieren, stellen jedoch zugleich eine synergetische Verbindung zu industriellen Artefakten her. Selbst die von industrieller Spezialisierung weit entfernte Subsistenzpraxis, etwa das Urban Gardening, ist in einen globalisierten urbanen Kontext eingebettet.

Dies gilt umso mehr für die beiden anderen Outputvarianten, nämlich Nutzungsintensivierung und Nutzungsdauerverlängerung. Schließlich bleiben es Objekte aus arbeitsteiliger Industrieproduktion, deren Nutzung durch Hinzufügung eigener Subsistenzinputs verlängert, intensiviert oder auf andere Weise aufgewertet wird. Bei diesen Subsistenzinputs handelt es sich um marktfreie Güter:

Eigene Zeit, die aufgewendet werden muss, um handwerklich oder künstlerisch tätig zu sein und Austauschbeziehungen im sozialen Umfeld pflegen zu können; handwerkliche Kompetenzen und Improvisationsgeschick, um Potenziale der Eigenproduktion und Nutzungsdauerverlängerung auszuschöpfen; soziale Beziehungen, ohne die Gemeinschaftsnutzungen undenkbar sind.

Subsistenz resultiert aus einer Kombination mehrerer Input- und Outputkategorien. Angenommen, Person A lässt sich ein defektes Notebook von Person B, die über entsprechendes Geschick verfügt, reparieren und überlässt ihr dafür Bio-Möhren aus dem Gemeinschaftsgarten, an dem sie beteiligt ist. Dann gründet diese Transaktion erstens auf sozialen Beziehungen zwischen A und B sowie zwischen B und den anderen Nutzern des Gemeinschaftsgartens, zweitens auf handwerklichen Kompetenzen (A: Gemüseanbau; B: defekte Festplatte erneuern und neues Betriebssystem installieren) und drittens auf eigener Zeit, ohne die beide manuelle Tätigkeiten nicht erbracht werden können. Die Outputs erstrecken sich auf Eigenproduktion (Gemüse), Nutzungsdauerverlängerung (Reparatur des Notebooks) und Gemeinschaftsnutzung (Gartengemeinschaft). Selbstredend sind auch Subsistenzhandlungen praktikabel, die keiner vollständigen Ausschöpfung der oben genannten Input- und Outputtypen bedürfen.

Wer seinen eigenen Garten bewirtschaftet, die Nutzungsdauer seiner Textilien durch eigene Reparaturleistungen steigert oder seine Kinder selbst betreut statt eine Ganztagsbetreuung zu »konsumieren«, nutzt keine sozialen Beziehungen, wohl aber Zeit und handwerkliches Können. Die Outputs erstrecken sich in diesem Beispiel auf Nutzungsdauerverlängerung und Eigenproduktion.

Insoweit Subsistenzkombinationen im obigen Sinne Industrieoutput ersetzen, monetäres Einkommen ersparen, jedoch eigene Zeiteinputs benötigen (die wiederum infolge der Reduktion industrieller Produktion freigesetzt werden), lässt sich die Transformation zur

15 A. Toffler: The Third Wave. New York 1980.

16 P. Kotler: The Prosumer Movement: A New Challenge for Marketers. In: R. J. Lutz (Ed.): Advances in Consumer Research, Vol. 13 (1986), pp. 510–513.

Postwachstumsökonomie als gelungene Synchronisation von Industrierückbau und Subsistenzaufbau darstellen.

Urban Gardening

Wie immer bei Prozessen gesellschaftlicher Transformation stellt sich die Frage nach den Akteuren. Der Weg in eine Postwachstumsökonomie wird mit einem erheblichen zivilisatorischen Wandel vonstattengehen. Die Gesellschaft der Zukunft wird keine Konsumgesellschaft des alten Schlages mehr sein können. Die unvermeidlichen materiellen Wohlstandsverluste offerieren dennoch Perspektiven; jedoch nur dann, wenn sie von neuen Wohlstandsmodellen, einer gerechten Umverteilung sowie von Partizipations- und Demokratisierungsprozessen begleitet werden.

Der Staat müsste dafür eine seiner ureigensten Aufgaben wahrnehmen, nämlich als Garant der Daseinsfür- und Vorsorge- die öffentlichen Räume von Partikularinteressen freihalten und die Teilhabe aller Bürgerinnen und Bürger ermöglichen.

Subsistenzorientierte Nachhaltigkeitsstrategien benötigen mehr als Anerkennung, nämlich infrastrukturelle und rechtliche Voraussetzungen, zum Beispiel die Bereitstellung von Grund und Boden, damit sich ihre Potenziale für eine zukunftsfähige Entwicklung entfalten können. Eine radikale Umsteuerung der Politik ist nötig, um weitere soziale Härten und ökologische Verwerfungen zu verhindern.

Die nach wie vor vorhandene Orientierung an der Hegemonie des globalen (Finanz)Marktes lässt derzeit jedoch nicht darauf hoffen, dass die notwendigen Schritte gegangen werden. An dieser Stelle bringt die Zivilgesellschaft eine weitaus größere »kollektive Intelligenz« hervor als die, in Interessens- und Klientelkalküle hoffnungslos verstrickte Politik. Da nicht nur die Erwerbsarbeit, sondern insgesamt das Institutionengefüge und seine tradierten Formen der Legitimität erodieren, werden selbst organisierte und selbstbestimmte Räume in Zukunft eine sehr viel wichtigere Rolle spielen als derzeit vorstellbar¹⁷.

Besonderes Augenmerk als Ort des Geschehens verdient der Nahraum – und zwar nicht nur auf dem Lande: In der Stadt haben sich in den letzten Jahren ganz neue Formen postmaterieller und postfossiler Lebensstile herausgebildet, die die anstehenden Veränderungen nicht mit Knappheit und Mangel, sondern mit einer Ökonomie der Fülle verbinden. Dabei spielt die neue Gartenbewegung mit ihren Kulturen des Selbermachens eine zentrale Rolle¹⁸. Die neuen Gartenaktivitäten irritieren nicht nur den Blick auf die Stadt, wenn etwa auf dem ehemaligen Berliner Flughafen Tempelhof gemeinschaftlich Gemüse angebaut wird, sondern sie stellen auch sehr bewusst den ungenierten Zugriff auf die Ressourcen dieser Welt in Frage. Zu beobachten ist, auch und gerade in den jüngeren Generationen, eine neue Hinwendung zu ethischen Diskursen. Die industrielle Landwirtschaft mit ihrer gnadenlosen Ausbeutung von Tieren und Ressourcen des globalen Südens wird mit wachsender Abscheu beobachtet. Die Trendforschung verweist darauf, dass mehr und mehr Großstadtbewohner/innen die globalen Verwertungsketten ablehnen und lieber selbst anbauen, selbst kochen und eine neue Genießer-Esskultur zelebrieren wollen.

Ökokisten mit landwirtschaftlichen Produkten aus der Stadt gelten in New York gerade als die »neuen i-Pods« und hausgemachte Marmelade als unverzichtbares »Must Have«. Die Süddeutsche Zeitung zitiert eine Bloggerin der neuen Bewegung der »Foodies«, die über Twitter und Facebook illegale »Supper Clubs« organisiert, bei denen mehrtägige Menüs in Privathäusern zubereitet

17 Vgl. C. Crouch: Postdemokratie. Frankfurt am Main 2008.

18 Vgl. Müller (siehe Anm. 8).

werden: »Supper Clubs geben uns die Kontrolle zurück – wir holen uns den Spaß an hervorragendem Essen in gutem Ambiente von profitorientierten Restaurants zurück.«¹⁹

Dieser Hedonismus geht einher mit einer neuen Sensibilität für den fairen Umgang mit Menschen anderer Länder und mit den Gemeingütern. Die Sensibilitäten werden in den neuen urbanen Gärten geweckt und geschärft. Beim Säen und Ernten stößt man irgendwann zwangsläufig auch auf Fragen wie: Wem gehört das Land und wer erntet seine Früchte? In diesem Sinne ist die neue Gartenbewegung tatsächlich subversiv. Oft wird gegen sie vorgebracht, dass das Urban Gardening eine Stadt niemals ernähren könne.

Abgesehen davon, dass dies noch nicht ausgemacht ist, geht es darum auch (vorläufig) gar nicht. Die Bedeutung der Gartenbewegung liegt vielmehr in der Wertschätzung der kleinbäuerlichen und der Subsistenzproduktion sowie in der Erfahrung und Einübung einer Logik, die nicht auf Verwertung, sondern auf Versorgung ausgerichtet ist. Urban Gardening ist auch Plattform und Erfahrungsraum der Erkenntnis, dass die Nahrungsmittelfrage eine zentrale gesellschaftliche Frage ist, im Übrigen eine, die keineswegs »gelöst« ist. Sie macht vielmehr deutlich, dass die Versorgung mit den lebensnotwendigen Dingen nicht mehr länger an die Industrie oder den Markt delegiert werden sollte, sondern dass stattdessen ganz neue Koalitionen zwischen Zivilgesellschaft und Gemeinwesen beginnen sollten, sich mit den grundlegenden Fragen der Existenz zu befassen und Schnittstellen zwischen kultureller, sozialer und ökonomischer Produktivität als wirkliches Zukunftspotenzial zu entdecken.

Urbane Gärten und andere Orte der Subsistenzorientierung liefern hier jede Menge kreative, visionäre und alltagstaugliche Anregungen.

Artikelherkunft:

Auszug aus: Müller, C. und Paech, N. (2012): Suffizienz und Subsistenz: Wege in eine Postwachstumökonomie am Beispiel von Urban Gardening. In: Der kritische Agrarbericht 2012. AgrarBündnis e.V.

online free download

Müller, Christa; Paech, Niko: **Suffizienz und Subsistenz**. Wege in eine Postwachstumsökonomie am Beispiel von Urban Gardening. In: Woynowski, Boris; ua. (Hrsg.): **Wirtschaft ohne Wachstum?** Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende. 2012, Seite 263-269.

Lizenzbedingungen Creative Commons – Herkunft – Namensnennung – Nicht Kommerziell – Keine Bearbeitung – 3.0 Deutschland Lizenz. Dieses Buch enthält u.a. Textbeiträge, die, mit freundlicher Genehmigung der jeweiligen Verlage, aus urheberrechtlich geschützten Werken auszugsweise und gekürzt entnommen wurden. Eine Vervielfältigung dieser Beiträge außerhalb dieses Buches ist daher nicht gestattet. Die jeweiligen Beiträge sind dementsprechend gekennzeichnet.

¹⁹ Süddeutsche Zeitung vom 28./29. August 2010.

Über die Autoren:

Dr. Christa Müller, Jahrgang 1960, ist Soziologin und studierte Soziologie an den Universitäten Bielefeld, Marburg und Sevilla. Sie hat Lehraufträge an den Universitäten Innsbruck und Tübingen sowie an verschiedenen Hochschulen. 1998 erhielt sie den Schweißfurth-Forschungspreis für Ökologische Ökonomie und wurde 2008 mit dem Freiherr-vom-Stein-Preis für gesellschaftliche Innovation ausgezeichnet. Sie forscht seit vielen Jahren zu nachhaltigen Lebensstilen und urbanen Gärten. Sie ist geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis und leitet auch die Stiftung Interkultur.

Apl. Prof. Dr. Niko Paech, Jahrgang 1960, ist Volkswirtschaftler und seit 2008 außerplanmäßiger Professor am Lehrstuhl für Produktion und Umwelt (PUM) an der Universität Oldenburg. Er ist u.a. Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von attac-Deutschland, Agenda21-Beauftragter der Stadt Oldenburg und Vorsitzender der Vereinigung für Ökologische Ökonomie (VÖÖ). Seine Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem in den Bereichen der Umweltökonomik, der Postwachstumsökonomik, der Konsumforschung, der Ökologischen Ökonomie und der Nachhaltigkeitsforschung.